

**Autor/-in:** Egbert Tholl  
**Seite:** 28 bis 28  
**Rubrik:** KULTUR

**Jahrgang:** 2024  
**Nummer:** 133  
**Auflage:** 34.004 (gedruckt)<sup>1</sup> 43.413 (verkauft)<sup>1</sup>  
 44.191 (verbreitet)<sup>1</sup>  
**Reichweite:** 0,201 (in Mio.)<sup>2</sup>

**Mediengattung:** Tageszeitung

<sup>1</sup> von PMG gewichtet 04/2024

<sup>2</sup> von PMG gewichtet 7/2023

# Das Suchen endet nie

Die Münchener Biennale war in diesem Jahr so verspielt wie selten zuvor.

**München** – Musik, die klingt wie ein Wald-, Wiesen- und Nymphenstück aus dem späten 19. Jahrhundert, würde man bei der Münchener Biennale nicht unbedingt erwarten. Mithatcan Öcal ist der einst von Hegel erfundene und dann von Adorno zur Doktrin erhobene Fortschrittsgedanke in der Musik völlig wurscht, er komponiert frei davon. Ist auch völlig legitim. Und so klingt die Musik von „Defekt“, nach dem bukolischen Beginn, ein bisschen so, als hätte Richard Strauss vor seinen ersten Opern ein bislang unbekanntes Musical geschrieben, allerdings ein durchkomponiertes. In „Defekt“ ist mehr Musik enthalten als in jedem anderen Werk, das bei der diesjährigen Biennale präsentiert wurde. Freundliche, lichte, farbenreiche Musik, durchaus eigen, die Celesta nimmt viel Raum ein, es glitzert lieblich vor sich hin, ein eigentümlicher Wohlklang.

Mithin gab es am Anfang mit „Searching for Zenobia“ und am Ende mit eben „Defekt“ bei der diesjährigen Biennale doch zwei Werke, die genug musikalische Konsistenz für ein Weiterleben besitzen. Ansonsten kann man konstatieren, dass von der Ära von Daniel Ott und Manos Tsangaris – die diesjährige Ausgabe der Biennale ist deren letzte – viel Kluges und Schönes bleiben wird, dass die institutionalisierten Opernhäuser einiges lernen könnten von der Offenheit der hier gezeigten Arbeiten – Ansätze, die Hermetik der großen Häuser aufzubrechen, bekommt man genug geliefert. Aber genauso kann

man konstatieren, dass man, kommen die offenen, experimentellen, immersiven oder sonst wie unkonventionellen Formate so geballt daher, eine große Sehnsucht nach Operaufführungen entwickelt, von denen man gesichert sagen kann, wo oben und unten, Anfang und Ende ist. Und nach solchen, die einen fassbaren Inhalt transportieren.

Gleichwohl schien das Publikum viel Freude an partizipativen Kindergeburtstagen oder Personenbeförderungsmusiktheater zu haben – bei „Rüber“ saß man tatsächlich zu dritt in einem Auto, das durch Haidhausen fuhr, und auf ulkige Begegnungen stieß, deren Sinn und Zweck mit ihrem Stattfinden allein hinreichend erfasst zu sein schien. Ähnlich rätselhaft war die mit sehr großem Aufwand hergestellte Ereignislosigkeit des von der Truppe Novoflot auf den Max-Joseph-Platz installierten, nun ja, Bahnhof.

Beharrlich begab man sich auf die Suche nach Musik, und fand auch immer wieder eine. Etwa im Bauch der Utting in der reizenden, VR-unterstützten Produktion der Musikhochschule („Nimmersatt“) oder im Foyer der Isarpilharmonie bei den auch außerordentlich Jazz-begabten Leuten von Oblivia – ob „Turn Turtle Turn“ allerdings den performativen Anteil der Produktion gebraucht hätte, sei eher mal dahingestellt.

Auch „Defekt“ leidet unter seiner Umsetzung. Nicht musikalisch, das Orchester des koproduzierenden Staatstheaters Kassel spielt voller Enthusias-

mus, die Solistinnen und Solisten machen allesamt viel Freude. Weniger Freude indes macht das Libretto von cylix, ihrer Selbstbeschreibung nach „eine Reisende. Sie bewegt sich durch die bildenden Künste und durch verschiedenste Medien, entlang sozialer wie politischer Bruchkanten.“ Literarisch schlägt sich das in Sätzen solch emblematischer Tiefe nieder wie in folgendem: „Ich habe es satt, dass du jedes Mal den gleichen Scheiß machst.“

In der Muffathalle sitzen die Zuschauer so wie bei „Zenobia“, also entlang der Seiten einander gegenüber, in der Mitte wird gespielt. Dort steht ein Turm, irgendwas zwischen hochtechnischer Rakete und Frauenkirche. Damit wollen die letzten Bewohner die zerstörte Erde verlassen – immer wieder taucht bei der Biennale, allerdings selten wirklich beklemmend, der ökologische Untergang der Erde auf. Die Flucht klappt aber nicht so gut. Die Oper heißt ja auch „Defekt“. Irgendwas funktioniert dann aber irgendwie doch, was und wie genau, ist völliger Nonsens, weder geistreich noch witzig, so ein bisschen selbstgebastelter Science Fiction. Aber vielleicht begegnet Öcals Musik einem ja in einem anderen szenischen Kontext wieder. Wie überhaupt vieles, was Ott und Tangaris in ihren acht Jahren anstießen, dazu taugt, in Derivaten irgendwo wieder aufgenommen zu werden. Die Suche nach dem Neuen ist nie abgeschlossen.

**Egbert Tholl**

**Abbildung:** Zur Biennale gehörte auch die Oper „Defekt“. Ihre Handlung wirkte wie selbstgebastelter Science Fiction.  
**Fotograf/-in:** FOTO: JUDITH BUSS  
**Ganzseiten-PDF:** szab-12062024-028\_seiten.pdf  
**Wörter:** 612